

Hans Dominik

Moderne Piraten

Neu bearbeitete Ausgabe

Klassiker **Unterhaltung**

ofd
edition

Moderne Piraten

[Titelangaben](#)

[Hans Dominik](#)

[„... War dies die vergeltende Gerechtigkeit? ...“](#)

[Was Sie über dieses Buch wissen sollten](#)

[Moderne Piraten](#)

[Kapitel I: Auf der Fahrt nach Ägypten](#)

[Kapitel II: Zurück nach Hamburg](#)

[Kapitel III: Die „Organisation“](#)

[Kapitel IV: Von Gorla nach Genf](#)

[Kapitel V: Auf dem Genfer See](#)

[Kapitel VI: Wieder in Gorla](#)

[Kapitel VII: Der Kampf geht hart auf hart](#)

[Kapitel VIII: Der Knoten schürzt sich](#)

[Kapitel IX: Die Schlinge zieht sich zusammen](#)

[Das Angebot von ofd edition](#)

[Impressum](#)

Titelangaben

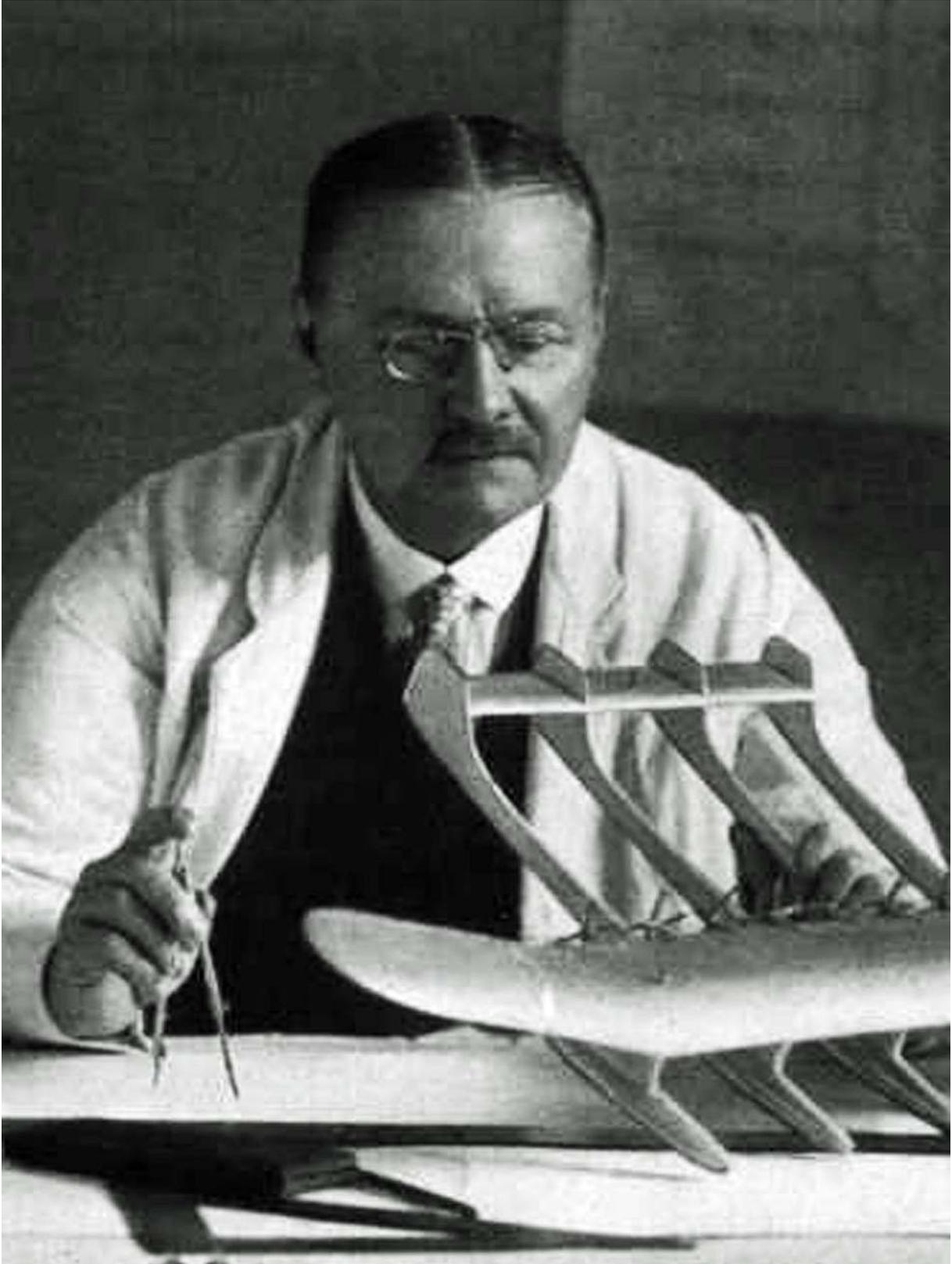
Hans Dominik

Moderne Piraten



ofd
edition

Hans Dominik



Hans Dominik wurde am 15. November 1872 in Zwickau geboren. Was den Hang zum Schreiben angeht, war er stark vorbelastet. Sein Vater war der Journalist und Verleger Friedrich Wilhelm Emil Dominik (1844 - 1896), seine Mutter Hedwig (1846 - 1919) die Tochter des Schriftstellers Theodor Mügge (1802 - 1861). Zudem war einer seiner Lehrer zu Schulzeiten Kurd Laßwitz (1848 - 1910), der zahlreiche utopischen Romane, Kurzgeschichten und Märchen verfasste.

Nach dem Abitur begann Hans Dominik 1893 an der Technischen Hochschule in Berlin, Maschinenbau mit Schwerpunkt Eisenbahntechnik zu studieren. Während seines Studiums unternahm er Reisen nach Amerika, auf denen er zahlreiche Eindrücke sammelte, die sein späteres Schaffen mit beeinflussen sollten. Im Jahr 1898 brach er sein Studium ab und begann, als Elektroingenieur zu arbeiten. 1905 wechselte er von seinem damaligen Arbeitgeber Siemens & Halske als technischer Lokalreporter zum Berliner Lokal-Anzeiger.

Im Jahr 1907 erschien im „Neuen Universum“, einem Jahrbuch für die Jugend, Dominiks erste utopische Erzählung. In den Jahren 1912 bis 1919 schrieb er für den Berliner Verlag C. Duncker fast jedes Jahr einen Roman, nennenswerte Erfolge erzielte er damit jedoch noch nicht. Der Durchbruch gelang erst mit dem utopischen Roman „Die Macht der Drei“, der im Jahr 1922 als Fortsetzungsgeschichte erschien und im selben Jahr in Buchform herausgegeben wurde.

Obwohl bisweilen eher der Trivilliteratur zugerechnet, gilt Hans Dominik mit seinem Werk als einer der Pioniere der Zukunftsliteratur in Deutschland. Seine Erzählungen erfreuen sich bis heute großer Beliebtheit. Neben Science-Fiction verfasste Dominik Sachbücher und Artikel mit

technisch-wissenschaftlichem Inhalt. Dominik war auch in Zeiten des Hitler-Regimes erfolgreich, zu seinem 70. Geburtstag erhielt er ein persönliches Glückwunschtelegramm von Joseph Goebbels. Allerdings deckten sich seine Ansichten nicht mit jenen der Nationalsozialisten, so etwa propagierte er nicht die Überlegenheit einer „weißen Rasse“.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren die Romane von Hans Dominik lange Zeit nur in einer stark überarbeiteten Form erhältlich. Nationalistisch auslegbare Passagen wurden entfernt beziehungsweise stark verändert. Erst in jüngster Zeit erscheinen Neuauflagen, die auf diese Bereinigung verzichteten.

Hans Dominik starb am 9. Dezember 1945 in Berlin.

„... War dies die vergeltende Gerechtigkeit? ...“

„... drückendes Schweigen herrschte im Raum. Ein unheimliches Gefühl war bei den Worten des Chefs über die Zuhörer gekommen. Einer der Ihrigen, der den gefährlichen Stoff unter die Leute brachte, selbst dem Gift verfallen! War dies die vergeltende Gerechtigkeit? ...“

Was Sie über dieses Buch wissen sollten

Mit dem Roman „Moderne Piraten“ verfasste Hans Dominik, ansonsten eher bekannt für seine Science-Fiction-Romane, einen handfesten und tempogeladenen Thriller, der sich thematisch mit dem Drogenhandel beschäftigt. Im selben Jahr, in dem das Buch herausgegeben wurde, erschien die Geschichte auch als Fortsetzungsroman in der „Illustrierten Knaben Zeitung“, woran sich zeigt, welche Zielgruppe er damit anzusprechen gedachte, nämlich Heranwachsende und Jugendliche.

Tatsächlich stellt „Moderne Piraten“ aber eine Geschichte dar, die sich durchaus auch für Erwachsene eignet, was jeder Leser bei der Lektüre schnell feststellen wird. Die Geschichte spielt an verschiedenen, stets wechselnden Orten in Nordafrika und Europa und hat viel von den rasanten Verfolgungsjagden, die zum Beispiel aus James Bond-Filmen wohl bekannt sind. Jugendliche Leser werden sich leicht mit der Hauptperson, dem 18-jährigen Rudi, identifizieren können, der im Zuge der Geschehnisse eine Reihe haarsträubender Abenteuer durchstehen muss.

In der Geschichte der Drogen und Rauschmittel weniger bewanderte Leser werden mit Erstaunen feststellen, dass der Betäubungsmittelkonsum bereits zur Zeit der Entstehung des Romans ein gesellschaftlich relevantes Thema war, das viele kriminalistische, aber auch medizinische Probleme, unter anderem die Entzugsproblematik, mit sich brachte. Heroin etwa, um das es hier hauptsächlich geht, war Ende des 19. Jahrhunderts von der deutschen Pharmafirma Bayer entwickelt worden. Es wurde zunächst als nicht süchtig machende Alternative zu Opium und Morphinum vermarktet. Die schmerzstillende

und beruhigende Wirkung der beiden letztgenannten Stoffe war übrigens bereits mehrere tausend Jahre vor Christus bekannt.

Bayer hatte ein Verfahren zur Synthese von Diacetylmorphin, so lautet der chemische Name von Heroin, entwickelt und sich den Markennamen „Heroin“ für ein entsprechendes Medikament schützen lassen. Dieses wurde in Tablettenform zur oralen Einnahme vertrieben und zunächst als Schmerz- und Hustenmittel vermarktet. Rund zehn Jahre später begannen sich dann die Anzeichen zu verdichten, dass das neue Wundermittel ein noch stärkeres Suchtpotential als Morphin oder Opium innehat. Im Jahr 1931 stellte Bayer die Produktion und den Vertrieb des Medikaments schließlich wieder ein. Morphin übrigens, ebenfalls zu den Opiaten zählend, ist als schmerzstillendes Mittel noch heute zugelassen, allerdings nur unter strengen Auflagen und sorgfältiger Kontrolle.

Auch bei Kokain handelt es sich keineswegs um ein neuzeitliches Produkt. Nachdem der Stoff bereits gegen Mitte des 19. Jahrhunderts aus Blättern des Coca-Strauchs isoliert worden war, wurde Kokain eine Zeit lang benutzt, um Morphinabhängige während des Entzugs zu behandeln. Auch als Mittel gegen Heuschnupfen und Asthma kam Kokain zum Einsatz. Dass auch diese Substanz sich durch ein starkes Suchtpotential auszeichnet, wurde ebenfalls erst im Laufe der Zeit erkannt. Noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war der Konsum in Europa weit verbreitet und legal. Auch Coca Cola enthielt bis 1906 eine nicht unwesentliche Menge Kokain.

Ähnlich alt wie die Nutzung von Opium ist der Gebrauch Cannabinoid-haltiger Hanfprodukte. Aus der Pflanze

gewonnenes Haschisch oder Marihuana war der Menschheit bereit in der Zeit zwischen 2000 und 3000 v. Chr. bekannt, erste Erwähnungen in einem medizinischen Kontext finden sich in chinesischen Textquellen, während die Pflanze in anderen Teilen der Welt zunächst vor allem als Lieferant von Fasern geschätzt wurde. Zu dem heute weitgehend noch geltenden Cannabis-Verbot kam es Ende der 20er-Jahre des letzten Jahrhunderts.

Zur Zeit sind Cannabisprodukte, nachdem sie lange Zeit als ähnlich gefährlich wie Heroin oder Kokain galten, wieder in den Fokus der Forschung gerückt, insbesondere wegen der schmerzlindernden und appetitanregenden Effekte des Wirkstoffs Tetrahydrocannabinol (THC). Außerdem lässt sich THC als Mittel gegen Übelkeit einsetzen, etwa im Rahmen der Krebstherapie, über die Tauglichkeit zum Therapeutikum bei psychischen Erkrankungen wird intensiv geforscht.

Die heute praktisch weltweit nahezu identischen Drogenverbote gab es also in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts noch nicht. Hans Dominiks kreativste Phase fiel genau in die Zeit, in der sich die Weltgemeinschaft auf entsprechende Richtlinien einigte. Dass der wissenschaftlich stark interessierte Autor diesen Prozess aufmerksam verfolgte, ist höchst wahrscheinlich, ebenso, dass ihn dies inspirierte, sich dem Thema schriftstellerisch zu widmen. Doch von Anfang an:

Zum Jahreswechsel 1911/1912 hatte in Den Haag die so genannte „Erste internationale Opiumkonferenz“ stattgefunden, auf der sich Deutschland, die USA, China, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, den Niederlanden, Persien, Portugal, Russland und Siam auf erste Vereinbarungen für den Umgang mit für die Volksgesundheit als gefährlich eingestuften Substanzen

geeignet hatten. Die entsprechenden Verhandlungen wurde auf mehreren weiteren Konferenzen fortgesetzt, schließlich unterzeichneten die Teilnehmer ein abschließendes Abkommen, das 1928 in Kraft trat und zu einem Verbot von Drogen wie Heroin, Kokain und Cannabis führte. In Deutschland wurde auf dieser Basis 1929 das neue „Opiumgesetz“ verabschiedet, das bis 1972 die Grundlage der deutschen Drogenpolitik darstellte.

Dieses Wissen im Hinterkopf zu haben, kann hilfreich sein, die Hintergründe von „Moderne Piraten“ zu verstehen. Interessant ist, dass sich auf dem Drogenmarkt offensichtlich nichts Grundlegendes geändert hat - einmal davon abgesehen, dass die geschäftlichen Gepflogenheiten in der Szene in nahezu demselben Maß an Rücksichtslosigkeit und Brutalität zugenommen haben, wie neue und deutlich gefährlichere Substanzen hinzugekommen und die Gewinne, die hier erzielt werden, noch weiter in die Höhe geschossen sind.

Hier liegt Dominiks Geschichte in einer neu überarbeiteten und den aktuellen Rechtschreibregeln angepassten Fassung vor. So können auch Menschen, die im Zeitalter hoch gefährlicher synthetischer Drogen aufgewachsen sind, eine Vorstellung davon bekommen, wie „harmlos“ einmal alles angefangen hat. Denn: Eine abenteuerliche Geschichte über Hobbydetektive, die sich im Drogenmilieu herumtreiben, insbesondere mit einem noch sehr jugendlichen, unbekümmerten Hauptdarsteller, würde heute wohl kaum noch jemand in dieser Form verfassen.

Moderne Piraten



Kapitel I: Auf der Fahrt nach Ägypten

Mit einer Stundengeschwindigkeit von achtzehn Knoten schraubte sich die „Usakama“ durch die Fluten des Mittelmeeres. Nur ein schwaches Zittern des gewaltigen Körpers verriet die Arbeit der zwanzigtausendpferdigen Turbinen, die das Schiff vorwärtstrieben. Vor zwei Tagen hatten die Reisenden in der Straße von Messina zum letzten Male Land gesehen, dann war der rauchende Kegel des Ätnas, das letzte Wahrzeichen Europas, allmählich im Westen hinter ihnen in der See versunken. Nur ruhiges, saphirblaues Meer zeigte sich jetzt nach allen Seiten hin, soweit das Auge reichte, ein ebenso blauer Himmel darüber, von dem das Tagesgestirn mit südlicher Kraft herniederbrannte. Glänzend weiße Sonnensegel, von den Schiffspumpen in kurzen Zeitabständen mit Seewasser benetzt, überspannten die Oberdecks und spendeten Schatten und Kühlung.

Der Lunch im großen Speisesaal der „Usakama“ ging mit einer Tasse Kaffee zu Ende. Die letzten Klänge der Schiffskapelle verrauschten, und lauter schlugen nun Gesprächsbrocken von den einzelnen Tischen her durch den Raum. Schon erhoben sich einzelne Gäste.

Auch Doktor Gransfeld, der seinen Platz neben dem Schiffsarzt hatte, schob die leere Kaffeetasse zurück und machte Anstalten, aufzustehen. „Wie wär’s mit einem Verdauungsmarsch über das Promenadendeck, Kollege?“

Doktor Lüders, der Schiffsarzt, lachte. „Aha, die alte Regel! ‚Nach der Mahlzeit sollst Du ruhn oder tausend Schritte tun!‘ Sie haben recht. Man setzt bei unserer

Bordverpflegung sonst unweigerlich Speck an. Also auf zum Mittagsbummel!“

Die beiden Medizinmänner – auch Doktor Gransfeld war Arzt – stiegen die Mahagonitreppe zum Promenadendeck empor. Vor der Wanduhr im Treppenhaus, unter der auf einer Seekarte gerade das neue Mittagsbesteck eingetragen wurde, blieben sie stehen.

„Einen Augenblick, Kollege! Wollen mal sehen, wo wir sind. – 24 Grad 10 Minuten östlicher Länge, 33 Grad 45 Minuten nördlicher Breite. Alle Wetter, sollte denn da im Norden nichts von Kreta zu sehen sein?“

Doktor Lüders schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen! Unser Kurs steht zwanzig Meilen südlich von der Insel. Von Europa bekommen Sie nichts mehr zu sehen, erst in Port Said wieder afrikanisches und asiatisches Land zur gleichen Zeit. Stellen wir unsere Uhren gleich auf die neue Schiffszeit dreißig Minuten vor! Eine halbe Stunde ist uns bei der Ostfahrt verlorengegangen. Ein Trost, dass wir sie auf der Rückreise wiederfinden.“

Auch Gransfeld zog seinen Chronometer und richtete ihn neu. „So, Punkt eins des Programms wäre erledigt. Jetzt mal nach vorn! Vielleicht gibt's Delphine.“

„Meinetwegen! Aber da sind keine Sonnensegel. Es wird ein bisschen warm werden.“

Sie schritten über Promenaden- und Vorderdeck bis zur Spitze des Schiffes und schauten in die Flut. In der klaren See umschwärmte ein Rudel Delphine das Schiff, und geraume Zeit betrachteten sie die munteren Fische.

Doktor Lüders brach das Schweigen. „Besser Delphine als Haie.“

„Haie? Gibt's die hier auch?“, fragte Gransfeld.

„Leider! Die Biester müssen durch den Suezkanal kommen. Im Hafen von Port Said wimmelt es manchmal davon. Ich möchte niemand empfehlen, dort über Bord zu fallen.“

„Es sind wohl nur Katzenhaie und keine richtigen Menschenhaie?“

„Ob Katzenhai oder Menschenhai soll mir gleich sein. Beißen tun alle beide. – Doch jetzt haben wir hier genug geschmort. Gehen wir lieber nach hinten in kühlere Gegenden!“

„Sie wollen Ihren Onkel in Syut besuchen?“, setzte Doktor Lüders auf dem Rückwege die Unterhaltung fort. „Ich habe inzwischen allerlei über ihn gehört. Das muss ja ein ganz bedeutender Herr sein, Chefingenieur der Egyptian Irrigation Company, Leiter sämtlicher Bewässerungsarbeiten im Abschnitt Syut, schon seit langem dort tätig, dabei unverheiratet. Nach meiner Schätzung muss der Mann ein Vermögen zurückgelegt haben. So einen Erbonkel könnte ich auch brauchen.“

Gransfeld machte eine abweisende Bewegung. „Ich wünsche meinem Onkel ein langes Leben. Leider ist seine Gesundheit nicht die beste, seitdem er vor zwei Jahren einen Unfall auf einer Baustelle hatte. Ein Sturz, der an sich gar nicht so gefährlich war, aber die Aufregung, die Nervenerschütterung. Obwohl ich Arzt bin, kann ich mir kein klares Bild machen. Jedenfalls muss der Unfall ein anderes Leiden, das innerlich schon vorhanden war, zum Vorschein gebracht haben.“

„Das wäre nicht das erste Mal“, warf Doktor Lüders ein. „Jeder Europäer, der jahrzehntelang in subtropischem Klima lebt, hat mehr oder weniger einen Knacks weg. Wenn Ihr Onkel noch etwas von seinem Leben haben will, sollte er die Irrigation Company sich selbst überlassen und schleunigst nach Deutschland zurückkehren.“

„Das wird schwerhalten, Kollege. Er hängt mit Leib und Seele an seinem Beruf. Aber ich will versuchen, in diesem Sinne auf ihn zu wirken.“

Sie waren in ihrer Unterhaltung bis zum Heck des Schiffes gekommen. Hier war ein Sonnensegel gespannt, in dessen Schatten ein Teil der dienstfreien Schiffsbesatzung Ruhe und Erfrischung suchte.

„Il dolce far niente, das süße Nichtstun“, meinte Doktor Lüders, „hier lernen sie's alle. Nicht nur die Levantiner und Griechen, die wir unter der Besatzung haben, auch unsere Hamburger geben sich dieser Beschäftigung mit lobenswerter Ausdauer hin. Sehen Sie mal unsern kleinen Steward da, den Rudi! Ein Berliner Junge übrigens, ein fixes Kerlchen. Macht schon seine achte Reise mit der ‚Usakama‘. Der hat sich da wie ein Igel hinter dem Rettungsboot zusammengerollt. Geschickt, wie er sich den Platz gesucht hat! Liegt im Bootsschatten und hat das bisschen Seebrise aus erster Hand. – Na, Rudi, mein Sohn, bald wird die Glocke schlagen, die Dich zu neuen Taten ruft! – Sein Chef Rasati, der Obersteward, ist übrigens ein ziemlich brutaler Kerl.“ Lüders wandte sich wieder an Gransfeld. „Der wird sacksiedegrob, wenn seine Leute nicht pünktlich zum Dienst kommen. Er ist übrigens auch ein Levantiner, aber in Zug hält er seine Kolonne, das muss der Neid ihm lassen.“

Sie waren an dem letzten Rettungsboot vorbei bis an die Heckreling gekommen und blickten eine Weile auf das schaumige Schraubenwasser, das sich kilometerweit auf dem ruhigen blauen Seespiegel verfolgen ließ.

„Hier könnten wir Haie sehen, wenn welche da wären“, meinte Doktor Lüders. „Das Viehzeug ist gefräßig; es bleibt immer hinter dem Schiff, um jeden Abfall zu erwischen, den der Koch über Bord wirft.“

„Weiter, Kollege! Unsere tausend Schritte sind noch nicht um.“ Gransfeld suchte zur Fortsetzung des Spazierganges zu ermuntern.

Doch Lüders lehnte sich behaglich mit dem Rücken an den Stock der Heckflagge. „Einen Augenblick noch! In zwei Minuten muss die Glocke die neue Wache schlagen. Ich möchte gern sehen, wie die Leutchen hier mobil werden.“

So blieben sie stehen. Außer Gransfeld befanden sich nur noch zwei Fahrgäste der ersten Klasse auf dem Achterdeck. In ein eifriges Gespräch vertieft standen sie dicht neben dem letzten Backbordrettungsboot. Gransfeld warf einen Blick dorthin und fragte Lüders: „Was sind das für Leute? Die sind mir schon aufgefallen.“

„Fahrgäste wie Sie und viele andere. Nur die Schiffsliste kennt ‚Nam und Art‘; aus der kann ich’s Ihnen verraten. Der Lange mit der Schirmmütze ist ein Schotte, ein Mister Morton aus Edinburg, der andere, kleinere, namens van Holsten, stammt irgendwoher aus dem Lande der Mynheers. Engländer, Holländer, Levantiner und so weiter, wir führen alles an Bord, was Sie wünschen. Wenn ich mich nicht irre, habe ich die beiden schon einmal auf einer früheren Fahrt an Bord der ‚Wadoni‘ gesehen.“

„Merkwürdig!“, warf Gransfeld ein.

„Durchaus nicht, Kollege. Gewisse Leute werden Sie immer wieder auf bestimmten Schiffsstrecken treffen. Das hängt wohl mit ihren Geschäften zusammen.“

In diesem Augenblick schrillte die elektrische Glocke. Sofort sprang Rudi, der junge Steward, der unmittelbar neben den beiden Fahrgästen gelegen hatte, auf und wollte zum Dienst eilen. Erst jetzt, wie erschreckt, bemerkten diese seine Anwesenheit. Der Holländer packte ihn am Rockärmel und fuhr ihn grob an: „Qu'est-ce que vous avez fait ici?“

Während der Gefragte noch mit der Antwort zögerte, mischte sich der lange Schotte dazwischen und wiederholte die Frage: „What did you do here?“

Rudi antwortete englisch: „Ich habe hier geschlafen und höre eben das Signal, dass ich zum Dienst kommen muss.“

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

„Ich verstand nicht, was der andere Herr auf Französisch sagte“, entschuldigte sich Rudi und wollte weitergehen.

Wütend sprang der Schotte ihm nach und versetzte ihm einen Schlag, der ihn fast zu Fall brachte. Schreck und Entrüstung erpressten dem Getroffenen einen lauten Schrei. Augenblicklich hatte Rudi sich umgedreht, die Fäuste geballt, die Arme angezogen, bereit, jedem weiteren Angriff auf Boxerweise zu begegnen.

Morton zog es vor, sich zurückzuziehen, während er laut schimpfte. „Ich will Dich lehren, hinter den Fahrgästen her zu spionieren und fremde Gespräche zu belauschen!“

Gransfeld und Lüders waren inzwischen hinzugekommen, um der Szene ein Ende zu machen. Auf einen Wink des Schiffsarztes ging der Steward ruhig fort.

„Mr. Morton“, wandte sich Doktor Lüders in gutem Englisch an den Schotten, „es ist nicht erlaubt, Leute der Besatzung zu schlagen. Wenn Sie glauben, Grund zu einer Beschwerde zu haben, wollen Sie diese gefälligst an der zuständigen Stelle, das heißt beim Kapitän, vorbringen!“

Den Herren Morton und van Holsten war das Dazwischentreten des Schiffsarztes offenbar peinlich, peinlicher vielleicht noch der scharfe, durchdringende Blicke, mit dem Gransfeld sie während der ganzen Zeit musterte. Verlegen wandten sie sich ab, während Lüders und Gransfeld nach dem Promenadendeck gingen.

„Die beiden Herren haben mir von allem Anfang an nicht gefallen“, sagte Gransfeld. „Weiß der Kuckuck, woran das liegt! Ich fühle eine unwillkürliche Abneigung. Dabei sind es eigentlich ganz gewöhnliche Durchschnittsgesichter. Aber die Rohheit gegen den Jungen – warum, weshalb?“

„Viel Scharfsinn gehört nicht dazu, Kollege, um das zu erraten. Der Mister und der Mynheer haben sich wohl über Dinge unterhalten, die kein Dritter hören soll. Wer weiß, was für dunkle Geschäfte die betreiben! Ihr schlechtes Gewissen hat unserm Freunde Rudi unverdientermaßen zu einem blauen Fleck verholfen. Na, das kann bei der Seefahrt schon mal vorkommen!“ –

Wie ein Purpurball war die Sonne versunken. Nur noch kurze Zeit leuchtete das Meer im Westen in roten und goldenen Tönen. Schnell kam die volle Dunkelheit der

Nacht. In stillem Glanz schimmerte das Firmament, während eine leichte Westbrise Kühlung brachte.

Die Abendmahlzeit war vorüber. Auf dem Promenadendeck hatte Gransfeld es sich bequem gemacht und sich ein Bier bestellt. Es war Rudi, der es ihm brachte. Gransfeld sprach ihn an. „Sie hatten heute ein unangenehmes Zusammentreffen mit dem langen Engländer. Ist alles wieder in Ordnung, oder haben Sie sich etwa über ihn beschwert?“

Der Junge zuckte die Achseln. „Es kommt nichts dabei heraus, Herr. Am liebsten hätte ich dem Menschen sofort einen soliden Kinnhaken verpasst, aber meine Stellung an Bord ... Ich darf mir so etwas nicht erlauben. Gott sei Dank hat unser Doktor ihm wenigstens die Meinung gesagt.“

Es waren nur wenige Fahrgäste auf Deck, und die Dienste des Jungen wurden kaum beansprucht. So konnte sich Gransfeld ungestört mit ihm unterhalten und erfuhr im Verlauf einer halben Stunde seine ganze Lebensgeschichte. Er hieß Rudi Wagner und war ein gebürtiger Berliner, achtzehn Jahre alt. Schulbildung? Hier wurden die Angaben Rudis lückenhaft; nur das Wort Obertertia war gefallen. Dann kam eine Lehrzeit in einem Berliner Hotel. Vor Jahresfrist waren beide Eltern schnell hintereinander gestorben. Da hielt ihn nichts mehr in Berlin. Durch die Vermittlung eines Verwandten in Hamburg hatte er die Stellung als Steward auf der „Usakama“ bekommen. „Warum soll ich in Berlin kleben, Herr Doktor? Man ist jung und will die Welt kennenlernen. Außerdem habe ich hier Gelegenheit, mich in Sprachen zu vervollkommen, die für bessere Hotelstellungen nötig sind. Zwei Reisen mache ich noch mit der ‚Usakama‘. Dann will ich auf einem der großen afrikanischen Dampfer unserer Linie anmustern.“

Als Rudi ihn verließ, um andere Gäste zu bedienen, ging Doktor Gransfeld das Gehörte noch geraume Zeit durch den Kopf. „Ein netter, anstelliger Junge!“, dachte er. Der wird mal seinen Weg machen.

Andere Leute an Bord dachten anders über Rudi. Mister Morton und der Obersteward Rasati standen in einem Winkel im Mitteldeck. Rudi, der Erfrischungen auf das Promenadendeck brachte, kam an ihnen vorbei.

„Rasati, versteht der Lümmel da Französisch?“

„Selbstverständlich. Spricht nicht gerade fließend, aber doch einigermaßen.“

„Würde er es verstehen, wenn man ihn fragte: ‚Was machen Sie hier?‘“

„Natürlich, Morton, das muss er verstehen; hat ja lange genug französische Gäste bei Tisch bedient.“

„So? Der Bursche versteht Französisch?“ Danach gab es im Flüsterton ein langes vertrauliches Gespräch zwischen Rasati und Morton, dessen Gegenstand Rudi bildete.

* * * * *

Geräuschlos glitten die nackten Sohlen des indischen Boys über die Veranda des Bungalows. Schweigend setzte er eine mit Eiswasser gefüllte Karaffe vor seinen Herrn hin und blieb abwartend stehen.

„Es ist gut, Himati. Du kannst gehen.“

Der Boy verschwand, George Gransfield blieb allein zurück. Mühsam, als ob er Schmerzen dabei empfände, richtete er

sich von seinem Lager empor, schenkte ein Glas voll und stürzte den kühlen Trunk hinab. Dann ließ er sich in das Kissen zurückfallen, während seine Blicke die helle Landschaft vor ihm umfassten.

Breit und wuchtig strömten die grünen Wassermassen des Nils zu Tale. Von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, zogen sich jenseits des Flusses die rötlichen Berge bis zum Osthorizont. Grellweiß, wie ein gewaltiger, von Titanenhand dorthin gestellter Würfel, reckte sich am Flussufer das große Kraftwerk von Syut. Dreißigtausend Pferdestärken waren in ihm Tag und Nacht an der Arbeit, das Nilwasser zu heben, weithin in das Land zu treiben und Fruchtbarkeit zu verbreiten.

Lange blieb der Blick des Liegenden an dem weißen Bau hängen, glitt dann weiter an Dämmen und Wällen entlang, zwischen denen das von den Pumpen gehobene Wasser landeinwärts bis hin zu den rosig schimmernden Ostbergen strömte. Saftig grün war alles Land um die Kanäle herum, das er vor fünfundzwanzig Jahren als trostlose Sandwüste vorgefunden hatte.

Sein Werk war das alles, das Werk Georg Gransfelds, aus dem nun schon seit Jahrzehnten ein George Gransfield geworden war, das Werk eines Deutschen, der einst in die Fremde gezogen war, um in englischen Diensten sein Können und Wissen als Ingenieur zu verwerten. Ein Menschenalter erfolgreicher Arbeit war ihm beschieden, bis vor zwei Jahren ein Sturz ihm die Gesundheit nahm.

Ein neuer Anfall ließ die Gestalt des Liegenden zusammensucken. Mit schwacher Hand schwang er eine Glocke. Ein Tablett in den Händen, huschte der Boy herein. „Der Sahib hat befohlen?“

„Himati, gib mir die Schachtel da!“ Während der Boy das Gewünschte herbeiholte, fragte Gransfield: „Was bringst Du da?“

„Eine Depesche, Sahib.“

Dieser riss das Telegramm auf und überflog es. Es war eine Funkdepesche von Bord der „Usakama“. Er schob das Papier zur Seite und griff nach der Schachtel, der er zwei weiße Tabletten entnahm. Mit einem Schluck Wasser nahm er sie und blieb eine Weile regungslos liegen. Dann schien die Arznei ihm die ersehnte Linderung zu bringen. Der gespannte Ausdruck wich aus seinen Zügen. Mit neugewonnener Frische richtete er sich auf. „Wir bekommen Besuch, Himati. In zwanzig Stunden wird die ‚Usakama‘ Port Said anlaufen. Übermorgen werde ich meinen Neffen hier haben. Sorge dafür, dass die Fremdenzimmer im Stande sind!“

Der Boy verneigte sich nach indischer Weise. „Es wird alles besorgt, Sahib.“

Gransfield hatte, während er sprach, einen Schlüssel aus der Tasche gezogen, den er dem Inder hinhielt. „Die Statuette, Himati! Stelle sie mir hierhin!“

Kurz darauf kehrte der Boy aus dem Nebenraum zurück. In seinen Armen trug er eine etwa zwei Fuß hohe Statuette aus grünlich geädertem Nephritstein. Behutsam stellte er das Bildwerk auf das Tischchen vor seinem Herrn hin und verließ die Veranda.

Lange ruhten Gransfields Blicke auf der Statuette, einem Bildnis des Sethos, den die Griechen Sesostris nannten. Die Meisterhand eines Künstlers hatte vor mehr als dreitausend Jahren die Züge des gewaltigen Herrschers

aus dem harten Stein gebildet. Noch jetzt schienen diese Mienen zu leben, schien dieser befehlsgewohnte Mund zu sprechen.

Gransfield gedachte des Tages, an dem ein Händler aus dem Sudan ihm das Kleinod brachte. Fast Wort für Wort kam ihm die Verhandlung wieder ins Gedächtnis, die er damals mit dem zähen Araber zu führen hatte. Erst nach vielem Hin und Her war es ihm geglückt, das Bildnis für eine Summe zu erwerben, die auch für das Einkommen des hoch besoldeten Chefindgenieurs der Egyptian Irrigation Company recht fühlbar war. Manche Werke altägyptischer Kunst hatte er während seines langjährigen Aufenthaltes im Pharaonenland erstehen können; diese Statue hier war die schönste und kostbarste von allen, das Schmuckstück seiner Sammlung. Während er sie noch betrachtete, kehrten die Schmerzen zurück. Mühsam richtete er sich auf, griff nach der Schachtel mit den Tabletten und nahm aufs Neue von der lindernden Arznei. Arznei? War's nicht eigentlich ein Gift, nach dem er immer wieder greifen musste, wenn die quälenden Anfälle kamen? Ein Gift, das ihn das Unerträgliche ertragen ließ, ihm Milderung und erlösenden Schlummer brachte?

Damals, als er nach jenem Unfall in Kairo im Hospital lag, als die Schmerzen Tage und Nächte hindurch nicht weichen wollten, hatte er die befreiende Wirkung dieses Mittels zuerst schätzen gelernt. Und dann - wie war's später gewesen? Die zweite Dosis des Mittels begann zu wirken. Verschwunden waren die Schmerzen, und traumhaft wurden Gransfields Gedanken. Als er wieder in sein Haus hier nach Syult zurückgekehrt war, als die Schmerzen in längeren oder kürzeren Pausen immer wieder auftraten, war's nicht Megastopoulos gewesen, der ihm die Wege wies, wie man das unentbehrliche Mittel auch ohne die Hilfe der Ärzte erhalten könne,

Megastopoulos, der damals mit ihm zusammen im Hospital gelegen hatte?

Noch während er an den Namen dachte, trat der Boy auf die Veranda. Erst als er sich durch ein stärkeres Geräusch bemerkbar machte, gewahrte ihn Gransfield. „Was gibt's Himati?“

„Ein Besuch, Sahib. Der griechische Herr, der öfter hier war.“ Er reichte seinem Herrn die Besuchskarte.

Dieser überflog sie. Megastopoulos? Hatte er nicht eben erst an den Mann gedacht? Wie eigenartig, dass er im gleichen Augenblick hierherkam! Auf seinen Wink führte der Boy den Besucher auf die Veranda.

Es war eine mittelgroße Gestalt, mit blauschwarzem Haar und dunkelgelber Gesichtsfarbe, der Typus des asiatischen Griechen, in dessen Adern das Blut vieler Völkerschaften sich mengt. Er trug einen grauen Sakkoanzug nach modernstem Londoner Schnitt, Lackstiefel und Gamaschen an den Füßen; die Brillantringe an den Fingern waren etwas zu protzig, das schmale Gesicht war von einem schwarzen Spitzbart umrahmt.

„Willkommen, Herr Megastopoulos! Wollen Sie dem Boy klingeln, dass er Ihnen eine Erfrischung bringt!“

Der Grieche ließ sich geschmeidig auf einem Sessel nieder, während seine brennenden Augen schnell durch den Raum glitten und kurze Zeit an der Statuette des Sethos hafteten. „Ich komme von Assuan“, sagte er in ziemlich fließendem Deutsch, „und wollte nicht durch Syut fahren, ohne Ihnen meine Aufwartung zu machen. Von Ihrem Boy hörte ich, dass es Ihnen gar nicht recht nach Wunsch geht, mein lieber Freund.“